

schaft habe, was andere interessiert.

Sie sind hier wegen der Lesung aus Ihrem Buch *Am kürzeren Ende der Sonnenallee* und dessen ungarischer Übersetzung. Sind die Übersetzungen Ihrer Werke wichtig für Sie?

Ja. Es ist eigentlich das schönste Segment meines Bücherregals; das Regal, wo die Übersetzungen stehen.

Haben Sie Kontakt mit der ungarischen Übersetzerin gehabt?

Nein. Auch nicht während der Übersetzung, sie hat es ganz allein gemacht. (*Bemerkung: Die Übersetzerin hat dieses Werk ausgewählt, obwohl „Helden wie wir“ der berühmtere Roman des Autors ist.*)

In einem Artikel in der FAZ (2004) liest man: „Was andere über seine Bücher schreiben, liest Thomas Brussig nicht.“ Doch auf Ihrer Homepage gibt es viele Rezensionen.

Die wähle ich aber nicht aus. Ich habe früher die Rezensionen noch gelesen, heute nicht mehr. Ich habe Mitarbeiter, denen ich sie gebe, und sie wählen die Rezensionen für die Homepage aus.

In dem Interview mit Barbara Felsmann (1995) kann man Folgendes lesen: „Angefangen habe ich mit dem Roman, da war ich 20 und wußte nicht, was ich werden

will. Und davon handelt auch der Roman. Ich wußte zwar, daß es Wahnsinn ist, einen Roman zu schreiben, aber ich habe mich durchgebissen.“ Jetzt, mehr als zehn Jahre später, sind Sie mit Ihrem Leben zufrieden? Würden Sie etwas verändern?

Ich habe mich von diesem Glück, dass ich tatsächlich vom Schreiben leben kann, bis heute noch nicht erholt. Es fühlt sich irgendwie unverdient an, es gibt so viele Autoren, die talentierter sind als ich. Ich muss auch zugeben, je länger ich schreibe, desto unverdienter finde ich es. Wenn Kunst Leiden bedeutet, dann muss ich zugeben, dass ich in erschreckendem Maße wenig leide. (*er lacht*) Oder wenn Kunst aus Leiden entspringt, dann frage ich mich, (*lächelt*) welcher Berechtigung nach bin ich Künstler?!

Die Übersetzerin hat in der Lesung erwähnt, dass Sie in ein, zwei Jahren ein neues Buch veröffentlichen sollten, um der früheren Tendenz zu folgen (vierjährig ein Buch). Woran arbeiten Sie jetzt?

Ich habe gerade vor drei Wochen eines veröffentlicht. Kein Hauptwerk. Ich arbeite jetzt an dem Drehbuch „Wie es leuchtet“. Wann ich etwas Literarisches schreibe, weiß ich noch nicht.

Was sind Ihre zukünftigen Pläne?

Ich mache gerne Dinge, die ich noch nie gemacht habe. Es ist wichtig für mich, dass ich die eigene Entwicklung so weit im Auge habe, dass das Publikum nie das Gefühl hat, mich schon zu kennen. Ich muss es immer mit etwas überraschen, damit man nicht sagt: „Das kenne ich, darüber weiß ich Bescheid, das interessiert mich nicht mehr.“ Ich muss einerseits das bieten, was man an meinen Büchern liebt, aber so überraschend, dass man das Gefühl hat, er kennt mich doch nicht. Ich schreibe Bücher, die ich gerne gelesen hätte. Das muss so weitergehen. Aber wenn ich irgendwann keine Fragen ans Leben mehr habe und keine Antworten mehr suche, bei denen meine Bücher helfen könnten, dann würde ich aufhören zu schreiben. Das wäre auch keine Katastrophe. Ich schreibe sehr gerne, ich liebe diesen Beruf; aber ich schreibe nicht, weil ich muss, sondern weil ich es möchte. Wenn ich es nicht mehr möchte, sondern etwas anderes, dann würde ich das eben tun.

Emília Bata

Sonnenallee

Filmabend am Institut für Germanistik

Im Sommersemester 2007 gab es fast jeden Dienstag einen Filmabend, der von dem Kulturverein des Instituts organisiert wurde. Es wurden ältere Filme aufgeführt, wie zum Beispiel *Ich denke oft an Piroshka*, aber auch ganz moderne Filme wie *Sonnenallee*, nach dem Roman von Thomas Brussig. Der Film

wurde von der DAAD-Lektorin Dr. Ellen Tichy vorgestellt, mit einer kurzen Zusammenfassung und mit einigen Worten zum Leben von Thomas Brussig. Die „Werbung“ für den Film war sehr verlockend, wie das die riesige Menge von Zuschauern im Raum zeigte. Viele StudentInnen, DoktorandInnen, LektorInnen und DozentInnen waren neugierig auf diese Komödie.

Die Geschichte von *Sonnenallee* spielt in den 70er Jahren in Ost-Berlin. Damals war Amerika noch nicht der „Big Brother“, sondern die Sowjetunion spielte politisch eine sehr bedeutende Rolle. Zu dieser Zeit war es noch „populär“, wenn jemand in Moskau studieren konnte, oder „freiwillig“ zur Armee ging. Zumindestens auf den ersten Blick sieht die Situation so aus. In der Schule war Micha ein alltäglicher Typ, bis seine Lehrer in der Zeitung sein Photo entdeckten. Wegen des Photos brach natürlich eine Skandal aus. Die größte Frage ist, warum? Weil er besoffen war und mit seinem Freund aus dem zweiten Stock urinierte? Oder weil er in Richtung Westen gepisst hat? Mit dieser „Heldentat“ zerstörte er die Ordnung der DDR. Dieser Film zeigt uns ein reales, aber auch ein verstärktes, ironisches Bild der DDR. Normalerweise wird alles neben der Mauer kontrolliert: Man darf keine illegale, „für die Jugendlichen und für die anderen Genossen gefährliche“ Musik hören. Einen Personalausweis muss man immer dabei haben, weil „das das wichtigste

Dokument ist“, auch wegen des Polizisten, der mindestens zweimal pro Tag die Genossen kontrolliert. Schmuggel ist auch gefährlich, trotzdem macht man es. Von West-Berlin kommen unbekannte verdächtige Typen, die Drogen und Schallplatten verkaufen. Die Wohnung von Micha war klein, und sein Nachbar war bei der Stasi. Theoretisch war alles verboten, aber praktisch konnte man alles machen, was man eigentlich wollte, wenigstens erklärt uns Micha das.

Das wichtigste in dieser „komisch-scheinbaren“ Welt für Micha ist die „unbeschreibliche, sagenhafte, unerreichbare Miriam“. Sie ist wirklich unerreichbar, weil sie so schön ist, und ihr Freund ein „Wessi“. Im Laufe der Zeit ist sie sich ganz sicher, dass die „Wessis“ nicht besser küssen als die „Ossis“. Aber dafür muss der arme Micha sich stark anstrengen. Seine Taktik ist sehr einfach: Gespräch über Tagebücher und Saufen für den Weltfrieden. Der peinlichste aller Versuche ist der Tanz, den man selbstverständlich nur mit Kumpeln tanzen darf, sonst wäre es unangenehm. Brille ganz schnell weg! Auf die Hüft- und Beinbewegung muss man sich sehr konzentrieren!

Im Laufe des Filmabends herrschte sehr gute Laune, alle haben gelacht oder fast geweint wegen der Selbstironie dieser Zeitepoche.

Anita Ráczné-Romsics

